

Westfälische Archivsituation und kirchengeschichtliche Forschung

Probleme und Perspektiven¹

Das mir vorgegebene Thema möchte ich in drei Abschnitte gliedern: In einem ersten Schritt soll etwas über den Stellenwert einer auf Christentum, Gemeinden und verfaßte Kirche bezogenen historischen Forschung innerhalb des Faches Allgemeingeschichte gesagt werden, um dann die verhältnismäßig junge Disziplin Kirchliche Zeitgeschichte zu streifen, innerhalb derer sich seit einigen Jahren auch auf Synodal- und Gemeindeebene einiges tut. Im zweiten Abschnitt ist auf das, was man heute ‚Alltagsgeschichte‘ oder ‚Geschichte von unten‘ nennt, einzugehen; hier will ich versuchen, das zuvor Aufgegriffene mit den verschiedenen geschichtlichen Arbeitsfeldern im Bereich unserer Landeskirche zu verknüpfen. Abschließend sollen einige Bemerkungen und Vorschläge zur Organisation künftiger Forschungen über die Geschichte des evangelischen Westfalen folgen.

I. Allgemeingeschichte – Kirchengeschichte – Kirchliche Zeitgeschichte

Die Beschäftigung mit der Geschichte von Religion, Konfession und verfaßter Kirche ist innerhalb einer Geschichte der Neuzeit, mit der wir es in der Westfälischen Landeskirche vor allem zu tun haben, mit der großen Wende in der deutschen Historiographie seit Ende der 1950er Jahre mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Im Zeichen der Überwindung einer primär politischen und an den Ideen ausgerichteten Geschichtsschreibung verlor auch der religiöse Bereich in dem Maße an Interesse, in dem man glaubte, durch die exakte Erforschung der sozialen Grundlagen eines Zeitalters der historischen ‚Wahrheit‘ näher zu sein als durch die Betrachtung geistig-kultureller Gegebenheiten, die man als Sekundärphänomene einstufte. Flankierend haben diese Entwicklung zunehmende Indifferenz gegenüber religiösen Aussagen und ein problematischer Verzicht auf die Aneignung theologisch-konfessionellen Grundwissens seitens der ersten Nachkriegshistorikergeneration gefördert. Die älteren Fachvertreter wie Carl Dietrich Erdmann, Walter Peter Fuchs oder Heinz Gollwitzer, ganz zu schweigen von Männern wie

¹ Nur geringfügig veränderter und ergänzter Text eines Referats auf der Tagung ‚Perspektiven der Archivarbeit in der Ev. Kirche von Westfalen‘ am 8. Februar 1988 in Schweicheln. Die Vortragsform wurde beibehalten.

Gerhard Ritter und anderen seiner Generation besaßen ungeachtet dessen, ob sie sich auch privat zum Christentum bekannten oder nicht, sehr genaue Kenntnisse von konfessionspolitischen und theologischen Fakten und Entwicklungen. Deshalb vermochten sie deren Wirkungsmächtigkeit auch angemessen einzuschätzen.

In den letzten Jahren nun haben auch bekannte Exponenten der sozialgeschichtlichen Schule die Bedeutung des konfessionellen Elements in historischen Verläufen wieder neu entdeckt. Dies geschah über den Umweg der Erkenntnis, daß sich Religions- und Christentumsge-
schichte mit sozialhistorischen Methoden aufschlüsseln lassen, wenn auch frömmigkeitsgeschichtliche Phänomene in solchen Fragestellungen allein nicht aufgehen. Der neue Zugriff auf die Religionsgeschichte wurde ‚negativ‘ unterstützt von einem Rückzug mancher Kirchenhistoriker in den theologischen Fakultäten aus dem gemeinsamen Haus einer letztlich unteilbaren Gesamtgeschichte. Das sicherlich wichtige Beharren auf der unbestreitbaren Tatsache, daß Kirchengeschichte *auch*, aber nicht allein eine *theologische* Disziplin ist, hat in der Vergangenheit gelegentlich zu diesem Rückzug des kirchenhistorisch arbeitenden Theologen aus einer größeren Historiographie geführt, die mit den vielfältigsten Methoden und Fragestellungen ihren Stoff durchdringt. Die Kritik daran bedeutet freilich nicht, den Theologen zur Aufgabe seines Propriums aufzufordern – dies wäre ein fundamentales Mißverständnis –, sondern eben ‚nur‘ nicht den Blick vor weiteren Erkenntnismöglichkeiten zu verschließen. Noch ein Aspekt hat bisher in dieser Beziehung eine Rolle gespielt: das Desinteresse, auf welches das Fach Kirchengeschichte bei den Theologiestudenten der Aufbruchsgeneration der 1960er Jahre stieß. Die Systematik stand wesentlich höher im Kurs, und wenn man heute einen Blick auf die deutschen Fakultäten wirft, dann sieht man, wie stark sich dort diese Disziplin – häufig auf Kosten auch der Kirchengeschichte – ausbreiten konnte. Das hatte natürlich seine Rückwirkungen auf die Dozentenschaft und beförderte einen Rekurs auf theologiegeschichtliche Probleme im Sinne einer uneinnehmbaren Festung, in die weder eine Religion und Kirchen seit einiger Zeit distanziert bis abweisend gegenüberstehende Allgemeingeschichte noch eine geschichtskritische studentische Theologenschaft einzudringen vermochten.

Die ersten Versuche der jüngeren Sozialgeschichte, Religion als historisch bedeutendes Phänomen wieder neu zu entdecken, klammerten noch kirchliche Subsysteme, konfessionspolitische Fragen und die verfaßten Kirchen aus und wandten sich dezidiert außerkirchlichen Äußerungen von Religiosität zu, – wohl in der bestimmten Hoffnung, hier Neuland zu betreten und den Urformen ‚wahrer‘ Religiosität auf die Spur zu kommen. Stark beeinflußt waren diese Experimente auch durch die

religiöse Volkskunde, was ihren einseitigen Ansatz, mithin die Ausblendung des gesamten kirchlichen Spektrums verständlicher macht. So beschäftigte sich Wolfgang Schieder aus Trier in einem größeren Beitrag mit der Trierer Rockwallfahrt von 1844, der in der These gipfelte, die geistliche Hierarchie habe in Verbindung mit der Staatsgewalt die Wallfahrtsbegeisterung dazu genutzt, ein politisch u. U. gefährliches Energiepotential durch Kanalisierung in religiösen Bahnen zu entschärfen². Später hat Schieder dann seinen Ansatz noch mehrmals präzisiert und in deutlicher Abgrenzung von der Kirchengeschichte als theologischer Disziplin begründet, warum es einer besonderen, von Sozialhistorikern betriebenen Religionsgeschichte neben der Kirchengeschichte bedürfe: Für letztere sei Religion nur in kirchlichem Gewande vorstellbar; die alte Forderung von Ernst Troeltsch, Kirchengeschichte zur Religionsgeschichte auszuweiten, hätten die theologischen Fakultäten nicht eingelöst. Eine neue, sozialhistorisch orientierte Religionsgeschichte führe über die Verengung des Blickwinkels der klassischen Kirchengeschichte hinaus, ferner betrachte sie die Religion nicht isoliert, sondern im Kontext von Staat und Gesellschaft, und schließlich bediene sie sich sozialwissenschaftlicher Fragestellungen, ohne doch dabei das genuin historische Anliegen aus den Augen zu verlieren³. Auch wenn solche Behauptungen nicht aus der Luft gegriffen waren, so trafen sie doch nur für einen Teil der Kirchenhistoriker zu, deren Hauptanliegen allerdings nicht auf die neuere und neueste Kirchen- und Konfessionsgeschichte zielte, sondern eher auf Patristik und Reformationszeit. Ein Sieg der Auffassungen dieser, von Schieder angeführten neuen Richtung hätte konsequenterweise den Graben zwischen Kirchen- und allgemeiner Sozialgeschichte noch vertiefen müssen, was denn auch eine Reihe von Historikern aus beiden Lagern auf den Plan rief, die sich kritisch zu diesem reduktionistischen Verständnis von Kirchengeschichte äußerten. Vor allem der Göttinger Neuhistoriker Rudolf von Thadden, ein Sohn des früheren Kirchentagspräsidenten Reinhold von Thadden-Trieglaff, setzte sich gegen eine solche Ressortverteilung zur Wehr und plädierte statt dessen vehement dafür, auch die Geschichte der Kirche selbst unter sozialhistorischen Aspekten zu untersuchen⁴. Er beklagte die Unterbelichtung der Kirche als Sozialgestalt durch die traditionelle

² „Kirche und Revolution. Sozialgeschichtliche Aspekte der Trierer Wallfahrt von 1844“, in: Archiv für Sozialgeschichte 14. 1974, 419–454.

³ Ders., „Religionsgeschichte als Sozialgeschichte. Einleitende Bemerkungen zur Forschungsproblematik“, in: Geschichte und Gesellschaft 3. 1977, 291–298, bes. 291 u. 296. S. a. Schieders Artikel in der Neuen Züricher Zeitung Nr. 146 v. 27. VI. 1980: „Kirchengeschichte aus der Sicht des Historikers“.

⁴ Das Folgende nach seinem Beitrag „Kirchengeschichte als Gesellschaftsgeschichte“, in: GG 9. 1983, 598–614.

Kirchengeschichtsschreibung und wies auf die problematischen Folgen für die Allgemeingeschichte hin: Diese werde, indem sie konfessions- und christentumsgeschichtliche Fragestellungen in dem Maße ignoriere, wie die Kirchengeschichte dies umgekehrt im Hinblick auf die Profangeschichte tue, eines wesentlichen Wirklichkeitsbereiches beraubt, auch wenn durch die Säkularisierung die Rolle der Konfessionen in der Öffentlichkeit gemindert worden sei. Gegen Schieder gewendet verwarf v. Thadden die seines Erachtens falsche Alternative ‚Religionsgeschichte hier, Kirchengeschichte dort‘ und trat für eine sachliche Kooperation der Disziplinen im Zeichen einer für beide verbindlichen sozialgeschichtlichen Betrachtungsweise ein. Freilich bedeutet dies für Thadden nicht, für eine gesellschaftsgeschichtlich orientierte Kirchengeschichte nun ein Monopol zu beanspruchen, was heißen könnte, sich nun ausschließlich der Geschichte kirchlicher Funktionsträger sowie der Gemeindemitglieder, nicht aber auch der Theologiegeschichte zu widmen. Es gehe um kein Entweder-Oder, auch nicht um einen ‚ausgewogenen Schematismus‘ im Verhältnis beider Richtungen, sondern um einen je nach Problemlage angemessenen Zugriff auf das historische Material⁵.

Es sieht so aus, als ob diese Diskussion um ein ‚*Entweder-Oder*‘ gegen ein ‚*sowohl als auch*‘ heute überwunden ist. In einem soeben erschienenen Beitrag über „Religion in der Sozialgeschichte“ bezieht Schieder nun auch die Gestalt der verfaßten Kirchen und ihrer Untergliederungen in das Forschungsfeld einer vom Ansatz der Sozialgeschichte ausgehenden modernen Religionsgeschichte ein⁶. Auf der anderen Seite hat sich seit knapp anderthalb Jahrzehnten innerhalb der Kirchengeschichte eine neue Unterdisziplin herausgebildet, die sich in besonderer Weise – freilich nicht ausschließlich – diesem sozialhistorischen Ansatz verpflichtet weiß: die KIRCHLICHE ZEITGESCHICHTE⁷. Die Herausforderungen des Kirchenkampfes unter der Herrschaft des Nationalsozialismus und ihre kirchenhistorische Bewältigung führten in den 1960er Jahren zur Entstehung dieses Schwerpunktes, der noch kein eigenes Fach

⁵ Ähnliche Intentionen verfolgt die neue Reihe ‚Konfession und Gesellschaft‘, die in Verbindung mit A. Doering-Manteuffel/Würzburg, Martin Greschat/Gießen und Kurt Nowak/Leipzig vom Vf. herausgegeben wird und deren erster Band: ‚Der Holocaust und die Protestanten. Analysen einer Verstrickung‘ im Herbst 1988 in Frankfurt/M. erschien.

⁶ In: Ders./Volker Sellin (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. III, Göttingen 1987, 9–31.

⁷ Dazu liegen bisher nur wenige methodisch reflektierende Beiträge vor. Vgl. Martin Greschat, Kirchliche Zeitgeschichte – das Forum der Theologie. Abschieds-Vorlesung in Münster am 4. 7. 1980, Bielefeld o. J. [1980]; Carsten Nicolaisen, „Zur kirchlichen Zeitgeschichte in Deutschland“, in: Arbeitsgemeinschaft für Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche. Allgemeine Mitteilungen Nr. 22 v. 1. X. 1981, 23–31. Jetzt auch Joachim Mehlhausen, „Zur Methode kirchlicher Zeitgeschichtsforschung“, in: Ev. Theologie 48, 1989, 508–521.

darstellt, aber anscheinend auf dem besten Wege ist, es zu werden. Die großen Arbeiten von Kurt Meier, Klaus Scholder und Kurt Nowak zur Geschichte des deutschen Protestantismus im 20. Jahrhundert haben gezeigt, daß ohne gründliche Einarbeitung allgemeinhistorischer Forschungsergebnisse in das Gebiet der Christentumsentwicklung eine bisher primär theologiegeschichtlich operierende kirchliche Historiographie ihren Stoff nicht mehr angemessen bewältigen kann⁸.

So macht sich denn von zwei Seiten her ein Neuaufbruch in der Beschäftigung mit dem Sachgegenstand Religion bemerkbar: Einmal sind es die Vertreter der Neueren Geschichte, die erst wieder lernen mußten, welchen Stellenwert das konfessionelle Prinzip auch innerhalb des 19. und 20. Jahrhundert noch besitzt, und die nun mit den methodischen Möglichkeiten ihres Faches die Aufarbeitung christentumsgeschichtlicher Fragestellungen in Angriff nehmen. Nicht in Idealkonkurrenz, sondern in einvernehmlicher Kooperation mit ihnen – zum Teil sogar innerhalb gemeinsam vorangetriebener Projekte – mehren sich diejenigen Kirchenhistoriker, die ihr Augenmerk stärker als in der Vergangenheit üblich der neuesten Kirchengeschichte, also der Kirchlichen Zeitgeschichte zuwenden.

II. Alltagsgeschichte – Geschichte ‚von unten‘

Bevor ich auf die praktische historische Arbeit in den Kreissynoden, Gemeinden und Einrichtungen des Verbandsprotestantismus, nicht zu vergessen denen der Diakonie eingehe, muß noch auf ein Phänomen hingewiesen werden, das unser Interesse für Geschichte, für Kirchengeschichte, für Gemeindegeschichte und diejenigen kirchlichen Institutionen in den letzten Jahren ungemein stimuliert hat und keineswegs auf den kirchlichen Bereich beschränkt ist: Ich denke an die sogenannte ‚Geschichte von unten‘ – ein beliebtes Modewort, das heute jeder im Munde führt, der die Notwendigkeit einer neuen Beschäftigung mit Geschichte, aber diesmal eben abseits der großen nationalen Haupt- und Staatsaktionen dokumentieren will. Diese Richtung ist nicht unumstritten und hat in der Diskussion von Fachhistorikern und an ihrer Orts-, Heimat- und kirchengemeindlichen Geschichte interessierten Bürgern viele Kontroversen ausgelöst. So verstiegen sich manche Vertreter von ‚Geschichtswerkstätten‘, wie sich solche Gruppen gelegentlich selbstbewußt bezeichnen, zu der These, nur die individuell erfahrbare, selbst

⁸ Kurt Nowak, *Evangelische Kirche und Weimarer Republik. Zum politischen Weg des deutschen Protestantismus zwischen 1918 und 1932*. Weimar – Göttingen 1981; Kurt Meier, *Der Evangelische Kirchenkampf. Gesamtdarstellung in drei Bänden*, Halle/S-Göttingen 1976–1984; Klaus Scholder, *Die Kirchen und das Dritte Reich*. Bd. I: *Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918–1934*, Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1977, Bd. II: *Das Jahr der Ernüchterung 1934*. Barmen und Rom, Berlin 1985.

erlebte Geschichte sei von Bedeutung, weil andere und ferne Ereignisse den einzelnen Menschen ja nur höchst indirekt tangierten. Allerdings ist ein derartiger Gedankengang nicht von vornherein von der Hand zu weisen. Man denke beispielsweise an die nebenamtliche Küsterin einer nordmünsterländischen Diasporagemeinde, etwa Jahrgang 1900, die im 20. Jahrhundert Zeitzugin zweier furchtbarer Weltkriege und zweier Inflationen wurde, aber zufällig weder Mann noch eines ihrer Kinder in den Kriegswirren verlor, auch persönlich von sonstigem Unglück durch die äußeren Ereignisse nicht betroffen war. Vermutlich hat diese alte Frau die aktuellen Massentlassungen in der Textilindustrie des Gronauer Raumes, in der vielleicht Kinder und Enkel beschäftigt waren, als viel größere Katastrophe empfunden als die sie weniger berührenden Ereignisse der europäischen und deutschen Politik. Insofern ist es also ganz plausibel, verschiedene Grade von persönlicher Betroffenheit zu konstatieren. Nur die Rückschlüsse, die manch einer dieser auf Lokal- und Gruppengeschichte fixierten Amateurhistoriker daraus gezogen hat, sind mitunter problematisch. Ähnlich anfechtbar wie die Zentrierung eines Geschichtsbildes um den eigenen privaten Lebenskreis erscheint der daran anknüpfende Anspruch einiger Theoretiker einer solchen ‚Basis-Historie‘, man benötige die vermeintlich allein auf größere politische und soziale Ereignisse wie Strukturen bezogenen und beziehbaren Methoden und Untersuchungsansätze der akademischen Geschichtswissenschaft zumindest für die sogenannte Mikroebene, d. h. die Detailuntersuchung vor Ort nicht mehr. Die Freude über neuentdeckte Quellen, auf die man allein – ohne Zuhilfenahme von Fachleuten eben – gestoßen war, und die oft spannende Lektüre dieser Materialien verleiteten dann zu der Auffassung, Quellen sprächen für sich selbst. Sie brauchten nicht mit einem komplizierten wissenschaftlich-handwerklichen Instrumentarium entschlüsselt zu werden, wenn man nur detailreich und ‚dicht‘ genug bestimmte Entwicklungen oder Ereignisse zu rekonstruieren und wiederzugeben vermöge. Man spricht in diesem Zusammenhang von der Theorie der ‚dichten Beschreibung‘ oder in der amerikanischen Fachsprache, aus der das Wort stammt, von der „thick description“⁹. Dies allerdings ist und bleibt in der Perspektive einer

⁹ Peter Borscheid nennt den Ausdruck eine „Modevokabel“; er stammt von dem amerikanischen Ethnologen Clifford Geertz, dessen Arbeit ‚Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur‘ 1983 bei Suhrkamp in Frankfurt/M. erschien. Vgl. zum Thema einer ‚Geschichte von unten‘ P. Borscheid, „Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit?“, in: Schieder/Sellin, a. a. O., 78–100. – Eine Auseinandersetzung mit den Kritikern der Alltagsgeschichte bei Alf Lüttdke, „Das genaue Nachzeichnen von Mythen des Alltags schärft den Blick“. Ein Plädoyer für die Alltagsgeschichte und historische Entdeckungsreisen ins eigene Volk“, in: Frankfurter Rundschau Nr. 52 v. 2. III. 1988.

professionell betriebenen Geschichtswissenschaft ein ‚frommer Wunsch‘. Denn nach allgemeiner – und gut zu begründender – Auffassung spricht kein Schriftstück, sprechen keine sonstigen Relikte der Vergangenheit, seien es nun Bauwerke, Denkmäler oder künstlerische Erzeugnisse für sich selbst. Erst genaues Befragen und gelegentlich mühsame Interpretation oft auch nur kleinster, aber wesentlicher Details bringen einen Teil der Wahrheit in *Annäherung* an das tatsächlich Geschehene ans Licht, da es keine 1:1-Rekonstruktion des Vergangenen geben kann. Auch eines theoretischen Ansatzes bedarf es dazu. Mit Hilfe der Theorie „wird“ – so hat es kürzlich der Marburger Wirtschafts- und Sozialhistoriker Peter Borscheid formuliert – „aus einem Wust an Gegebenheiten eine Auswahl getroffen, und die Auswahl bedarf der Rechtfertigung, der Ehrlichkeit und der Offenlegung der Wertideen und normativen Prämissen“¹⁰. Und Borscheid fährt fort: „Es stellt sich daher die Frage, ob diese Flucht vor der Theorie nicht auch von einer gehörigen Angst vor intellektueller Anstrengung und scharfer Begrifflichkeit begleitet und von einem bequemen Ausweichen vor der Frage nach der Relevanz beflügelt wird.“ Hans-Ulrich Wehler, der bekannte Historiker aus Bielefeld und Mitbegründer der dortigen, die Geschichte als historische Sozialwissenschaft verstehende Schule, hat die Protagonisten einer Alltagsgeschichte, die derart theoriefeindlich und in ihren Stoff verliebt ihre Stadtteil-, Straßen- und Betriebsgeschichten schreiben, ironisch als ‚Barfußhistoriker‘ bezeichnet und spöttisch von „biederem Hirsebrei“ gesprochen, der dabei herauskomme. Da mag gewiß etwas von der Attitüde des Professionals gegenüber den Vertretern einer Amateurrhistorie mitgeschwungen haben, die sich ihrerseits von der Kompetenz des anerkannten Fachmanns nicht beeindrucken ließen. Aber ganz trifft eine solche Wertung des Wehlerschen Diktums das Problem nicht. Denn neben einer gewissen Theoriefeindlichkeit ist es auch der eskapistische Charakter mancher Geschichtswerkstätten, die mit dem Rückzug in eine angeblich bessere, wenigstens aber idyllischere und behaglichere Vergangenheit vor den zivilisatorischen und technischen Herausforderungen der Gegenwart fliehen. Die Beschwörung etwa des Geborgenseins in einstmals funktionierenden Nachbarschaften, an die gerade junge Menschen emphatisch wieder anzuknüpfen suchen, die frohe Erinnerung an erfahrene Solidarität in den Nöten von Kriegs-, Inflations- und Nachkriegszeit, all das sieht wie der Versuch aus, gewissermaßen eine grün eingefärbte Geschichte als Residuum im Hinblick auf eine unerfreuliche Gegenwart zu konstruieren, wobei meist übersehen wird, daß auch in Anbetracht heutiger gesellschaftlicher Fundamentalprobleme jene Schwierigkeiten, mit denen unsere Väter

¹⁰ Ebd., 86f. Die weiteren Zitate nach diesem Aufsatz.

und Mütter zu tun hatten, sicherlich ebenso, wenn nicht gravierender, in ihre soziale und private Existenz eingriffen.

III. Praktische Folgerungen

Ich habe bisher versucht, aus meiner Sicht die Rahmenkonstellation zu schildern, innerhalb derer sich die so produktive Beschäftigung mit Geschichte auch im engeren kirchlichen Bereich heute entfaltet. In den letzten Jahren sind eine Reihe bemerkenswerter Gemeindegeschichten und Arbeiten zu einzelnen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit erschienen, die manche Lücke unseres Wissens geschlossen haben. Wenn ich recht sehe, ist daran zweierlei auffällig: Einmal beschäftigen sich diese Studien in den meisten Fällen mit dem späten 19. und dazu überwiegend mit dem 20. Jahrhundert, wobei die Entwicklungen zwischen 1933 und 1945 oftmals den Schwerpunkt der Darstellung bilden. Zum andern sind diese Studien weniger von Berufshistorikern, Geschichtsstudenten oder sonst – etwa als Lehrer – mit diesem Fach vertrauten Personen vorangetrieben worden, sondern von interessierten Pastoren, Diakonen, Verwaltungsfachleuten und – natürlich – von Gemeindegliedern mit unterschiedlichsten beruflichen Voraussetzungen. Gerade Nicht-Akademiker scheinen das größte Potential der ‚an der gemeindlichen Basis‘ historisch Arbeitenden zu stellen. In letzter Zeit ist jedoch eine gewisse Verschiebung in Richtung wissenschaftlich vorgebildeter Kräfte zu beobachten, was ganz pragmatisch seine wichtigste Ursache in der Situation auf dem Arbeitsmarkt hat. Die Bereitschaft der Arbeitsämter und der zuständigen Entscheidungsgremien, Kirchengemeinden-, -kreisen und sonstigen Einrichtungen zunehmend auch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen zur Erledigung historischer Aufgabenstellungen zu finanzieren, ist schon erstaunlich. Freilich kann dies mit dem sozialpolitischen Druck der Existenz zahlreicher arbeitsloser Geschichtslehrer und Berufshistoriker, unter denen sich übrigens auch in NRW bereits einige ehemalige Professoren auf Zeit befinden, nicht erklärt werden. Vielmehr hat sich eine neue Offenheit für geschichtliches Fragen über den Umweg der ebenfalls an der Wiederbelebung von Geschichte beteiligten Kommunal- und Landespolitik bis in die Behörden hinein positiv ausgewirkt. Die Pflicht der für jeweils einen bestimmten Bezirk zuständigen Arbeitsämter, in erster Linie regionale und lokale Interessen zu wahren, führte zu einer weiteren Verstärkung des allgemeinen Trends zugunsten einer ‚Geschichte von unten‘ resp. ‚Alltagsgeschichte‘.

Inzwischen haben zahlreiche Institutionen, Behörden, diakonische Einrichtungen, Kirchengemeinden und sonstige beschäftigungsberechtigte Körperschaften ABM-Anträge zur Anstellung eines Haushistorikers gestellt, und derart viele dieser Anträge sind von den zuständigen

Gremien der Arbeitsämter bewilligt worden, daß es schwerfällt, geeignetes Personal für diese Aufgaben ausfindig zu machen. Das liegt keineswegs an fehlenden Kandidatinnen und Kandidaten, sondern an dem Anforderungsprofil, das die meisten von ihnen, zumal wenn sie gerade von der Universität kommen, nicht besitzen: Eine gewisse Zeit lang müssen sie bereits arbeitslos gewesen sein, ferner spielt die Frage, ob sie überhaupt Beiträge zur Arbeitslosenversicherung gezahlt haben, eine wichtige Rolle, und schließlich sind für eine 100%-Finanzierung, die von den meisten Anstellungsträgern favorisiert wird – kosten darf es ja nichts! –, schwere Vermittelbarkeit wegen fortgeschrittenen Alters und/oder Schwerbehinderung in der Regel erforderlich. Wenn ich es einmal drastisch formulieren darf: Die behördentechnisch ideale ABM-Kraft ist eine über 50jährige behinderte Person weiblichen Geschlechts, die seit Jahren arbeitslos war und mit Hilfe der Arbeitsbeschaffungsmaßnahme die Zeit bis zum Vorruhestand überbrückt. Bitte verstehen Sie mich richtig: Ich will damit nicht die Probleme arbeitsloser älterer Behinderter verharmlosen oder behaupten, sie könnten im Einzelfall nicht hervorragende Arbeit im Sinne unserer regional- und ortsgeschichtlichen Bemühungen leisten, aber diese Tatsache deutet doch auf Probleme hin, die unsere mit ABM-Kräften befaßten Einrichtungen klar sehen müssen, wenn sie sich zur Beantragung einer solchen Stelle entschließen. – Eine weitere, oftmals nicht berücksichtigte Schwierigkeit liegt in der fachgerechten Betreuung dieser Maßnahmen. Es ist nämlich seitens des präses presbyterii, des Kreissynodalvorstands oder der Leitungen diakonischer Einrichtungen nicht damit getan, allein die rein personalrechtlichen Fragen zu regeln und vielleicht hinsichtlich des Inhalts der zu erledigenden Aufgaben nur vage Wünsche zu äußern. Damit ist die- oder derjenige, der einen solchen befristeten Arbeitsauftrag dann erhält, in vielen Fällen überfordert. Es muß also dafür Sorge getragen werden, daß eine fachliche Beratung hinzutritt, die in der Regel allerdings nur von außen erfolgen kann. Sonst ist es möglich, daß sich Entwicklungen unter der Hand einstellen, die mit der ursprünglichen Intention der Maßnahme nur noch wenig zu tun haben. Konkret gesprochen: Wer etwa das Archivmaterial eines Hauses im Diakonieberreich aufbereiten und dazu ein Findbuch erstellen soll, ist – da meist kein ausgebildeter Archivar – dringend auf Hinweise und Hilfen von fachkundiger Seite angewiesen, also in diesem speziellen Fall auf Unterstützung einmal durch das landeskirchliche Archiv in Bielefeld und dann durch das große Archiv des Diakonischen Werkes der EKD in Berlin¹¹. Diese

¹¹ Als geglücktes Beispiel eines solchen Findbuches, das in Kooperation mit den genannten Archiven in Berlin und Bielefeld entstand, darf ich auf das Aktenverzeichnis des Diakonischen

stehen jeder kirchlichen und diakonischen Institution mit Rat und Tat zur Seite. Es scheint jedoch dringend notwendig, daß sie auch seitens der dienstlichen Vorgesetzten ‚Rückendeckung‘ erhalten, weil sie nur über Beratungs- nicht aber Weisungskompetenz verfügen. Ein vorübergehend tätiger Historiker darf nicht eine Art Pressereferent auf Zeit sein, der mit publizitätswirksamen Zufallsfunden aus dem Archiv- und Registraturmaterial Ausstellungen zum Wohle der Öffentlichkeitsarbeit und einer attraktiveren Selbstdarstellung seiner Institution organisiert. Seine Aufgabe ist vielmehr die – freilich oft mühsame – sorgfältige Sichtung der vorhandenen Bestände und ihre Ordnung nach den gültigen Kriterien des wissenschaftlichen Archivdienstes. Nur damit ist sowohl dem Anstellungsträger als auch einem gemischten Benutzerkreis aus Amateuren wie Berufshistorikern auf Dauer wirklich gedient.

Was für die Archivtätigkeit gilt, trifft gleicherweise für Aufgaben zu, die das Schreiben der Geschichte einer Einrichtung zum Inhalt haben. Daran sind stärker als bei ersterer auch historisch interessierte Laien und Mitarbeiter der betreffenden Institutionen beteiligt. Wenn hier die fachkundige Beratung von außen fehlt, haften den gedruckten Endprodukten solcher Projekte trotz allem Engagement der Ausführenden oft Mängel an, die sie als an sich wichtige Mosaiksteine im Rahmen der einschlägigen Forschung – etwa der Diakoniegeschichte – entwerten. Ich habe eine ganze Reihe derartiger Anstaltsgeschichten aus dem Behindertenbereich im Auge, die sich vor allem auf die Zeit zwischen 1933 und 1945 konzentrieren und mehr über den hohen moralischen Anspruch ihrer Verfasser als über die Grundsatzprobleme der Inneren Mission im Dritten Reich aussagen. Was diesen Untersuchungen an methodischem und interpretatorischem Reflexionsniveau fehlt, ersetzen sie häufig durch moralisierende Anklagen und harsche Verurteilung der damals Handelnden. Ich kann in der Tat verstehen, daß ein Sozialarbeiter, Pfarrer oder Diakon, der in der Geschichte seiner eigenen Institution auf heute schwer nachvollziehbare Bekenntnisse zum Nationalsozialismus stößt, darauf mit tiefer Betroffenheit reagiert. Etwa wenn er entdecken muß, daß ein psychiatrisches Krankenhaus der Inneren Mission an der zwangsweisen Sterilisierung seiner Pflinglinge sehr aktiv beteiligt war oder jüdische Patienten frühzeitig in staatliche Häuser abschob und Schlimmeres. Aber der Aufschrei über das Geschehene allein vermag dieses noch nicht zu erklären und für uns heutige die Frage aufzuschlüsseln, warum eine Mehrheit der Deutschen und mit ihr auch diejenigen aus dem kirchlichen Umfeld so gedacht und gehandelt haben, wie sie es

sen-Mutterhauses Münster hinweisen, daß von Dr. Thomas Kleinknecht im Rahmen einer ABM-Maßnahme Anfang 1988 abgeschlossen werden konnte.

taten¹². Doch erst wenn sich findige Journalisten wie Ernst Klee solcher Arbeiten bemächtigen und daraus unter Vernachlässigung ihrer journalistischen Sorgfaltspflicht Sensationsberichte fabrizieren, werden die Folgekosten deutlich, die eine handwerklich unsachgemäße Beschäftigung mit Geschichte nach sich ziehen können¹³.

All dies kann ich hier nur andeuten. Es wäre jedoch ein Mißverständnis, ich hätte ein Plädoyer für eine Re-Professionalisierung der Beschäftigung mit Geschichte auch auf regionaler und lokaler Ebene unter weitgehender Zurückdrängung des Amateur-Elements halten wollen. Wofür ich allerdings eintreten möchte, ist die enge Kooperation zwischen allgemeiner und kirchlicher Geschichtswissenschaft und der kirchlichen Archivpflege einerseits und all denen, die bereit sind, sich ihrer eigenen Geschichte zu stellen und an deren Wiederentdeckung mitzuarbeiten. So könnte man etwa einen Arbeitskreis ‚Gemeindegeschichte‘ gründen, in dem Gemeindeglieder, Pastoren und ein historisch vorgebildeter Fachmann zusammenkommen, um Akten zu ordnen, Quellen auszuwählen und miteinander zu interpretieren, so daß am Ende eine Darstellung der Gemeindegeschichte oder ein Buch mit den wichtigsten Schriftstücken zur Entwicklung der Gemeinde dabei herauskommt. Ich selbst bin an einem solchen Arbeitskreis der Ev. Kirchengemeinde Haltern beteiligt und kann nur sagen, daß ein solches Unternehmen lohnt¹⁴.

¹² Eine ausführliche Diskussion der unterschiedlichen Erklärungsansätze bietet ein Beitrag von Kurt Nowak auf der Auftagung der Ev. Akademie Mülheim/Ruhr in Maria Laach v. Mai 1987: „Euthanasie‘ und Sterilisation im Dritten Reich“, in: *Begegnungen* 5/87, 28–51, s. a. *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 39, 1988, 327–341.

¹³ Vgl. etwa Die Meldung der Frankfurter Rundschau Nr. 27 v. 2. II. 1988 mit der sensations-trächtigen Überschrift „Diakonie hatte eigenes KZ. H[essischer] R[undfunk] belegt enge Zusammenarbeit mit den Nazis / ‚SA Jesu Christi‘“. Sie bezog sich auf eine Fernsehsendung von Ernst Klee und anderen, in der die – freilich empörenden – Vorgänge in einem auf dem Gebiet der Diakonenanstalt Rickling 1933 mehrere Monate lang untergebrachten kleinen KZ mit dem Auftritt des DC-Pfarrers und Ersten Direktors der Inneren Mission, Horst Schirmacher, auf einer Jubiläumsveranstaltung der männlichen Diakonie 1933 in Verbindung gebracht wurden. Das Material dazu hatte im wesentlichen die Broschüre des Ricklinger Diakons Peter Sutter geliefert: *Der sinkende Petrus, Rickling 1986*, auf die in manchem meine oben geäußerte Kritik an einer diakonisch-kirchlichen Amateurgeschichtsschreibung zutrifft. Dazu jetzt Harald Jenner, *Konzentrationslager Kühlen 1933, Rickling 1988*; s. a. die Rezension des neuen Buches von Ernst Klee in diesem Band, S. 295 ff.

¹⁴ Während einer zwei Jahre laufenden ABM-Maßnahme für einen wissenschaftlichen Mitarbeiter und eine Teilzeit-Schreibkraft wurden die wichtigsten ungedruckten Materialien des Gemeindearchivs transkribiert und mit Hilfe eines Computers für den Druck eines Gemeindebuches vorbereitet. Die Anmietung eines Computer-Textsystems zur drastischen Senkung der sonst zu erwartenden hohen Setzerkosten hat sich nach den gemachten Erfahrungen bewährt. – Die Tätigkeit der ABM-Kräfte begleitet ein ‚Arbeitskreis Gemeindegeschichte‘, in dem neben einem der Ortspfarrer drei historisch interessierte und kundige Gemeindeglieder sowie der Vf. mitarbeiteten. Der Kreis half bei der nicht immer leichten Übertragung der Texte und nahm gemeinsam die Auswahl der wichtigsten Dokumente für die Veröffentlichung vor: Jochen Christoph Kaiser (Hg.), *Die Anfänge der evangelischen*

Ein letzter und abschließender Gedanke: Je mehr sich im Rahmen unserer Landeskirche solche historischen Zirkel bilden oder ABM-Stellen eingerichtet werden, um so notwendiger erscheint mir eine Koordination dieser laufenden Vorhaben. Zumindest müßten sie alle an einer Stelle bekannt sein, etwa dem Landeskirchlichen Archiv, aber es wäre ebenso wünschenswert, daß sich die Kreissynodalarchivpfleger über solche Vorhaben mit dem Archivar oder der anderen berufenen Gremien beraten – ich denke an die westfälische Kirchenkampfkommision, jetzt „Kommission für kirchliche Zeitgeschichte in Westfalen“, die ja im Grunde für den ganzen Themenbereich der kirchlichen Zeitgeschichte zuständig ist. Wenn es gelingen könnte, einen Erfahrungsaustausch der unterschiedlichen Projektgruppen untereinander zu organisieren, wäre schon viel gewonnen. Ein wünschbarer weiterer Schritt läge in der Abstimmung anzugehender Themenfelder und in Anregungen an bisher untätige Gemeinden und Einrichtungen, an der Aufbereitung ihrer Geschichte und damit derjenigen der alten Kirchenprovinz mitzutun. So haben wir am Beispiel des in dem überwiegend katholischen Vest Recklinghausen liegenden Haltern im Zuge unserer Recherchen gesehen, daß auf dem Felde einer genaueren Erforschung der westfälischen Diaspora noch viel zu tun ist. Neue Möglichkeiten, an entsprechendes Material heranzukommen, eröffnen die bislang wenig bekannten reichen Bestände des Archivs des Gustav-Adolf-Werkes in Leipzig, das die meisten Unterstützungsakten auch westfälischer Gemeinden seit seiner Gründung aufbewahrt hat. – Und so gibt es eine Reihe weiterer Themen und Aufgaben, etwa im Bereich der evangelischen Verbände in Westfalen, die man in Abstimmung untereinander angehen könnte. Von Bedeutung ist dabei immer die Bereitschaft, über den eigenen Kirchturm hinauszuschauen und parallele Entwicklungen, Probleme, Fragen mit zu bedenken. Dann werden derartige Unternehmungen auch immer ein Gewinn für die ganze Allgemein- und Kirchengeschichte sein.

Kirchengemeinde Haltern in Westfalen. Beiträge und Dokumente, Haltern – Selbstverlag der
Ev. Kirchengemeinde – 1989.